

Braucht die Medizin noch deutschsprachige Fachzeitschriften?

Ralph Mocikat und Wolfgang Haße

Arbeitskreis Deutsch als Wissenschaftssprache (ADAWIS) e.V., Berlin / München

„Die Spitzenforschung spricht englisch.“ So erklärte es im Jahre 1986 Hubert Markl, der damalige Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Sollte das nicht eine Selbstverständlichkeit sein angesichts der internationalen Vernetzung in der Wissenschaft? Ist das nicht als Imperativ zu verstehen, wenn Ergebnisse möglichst schnell allen Kollegen weltweit mitgeteilt werden sollen? Sind deutschsprachige Fachzeitschriften dann nicht ein Anachronismus?

Das zitierte Motto wurde seither in vielen Disziplinen, v.a. in den Natur- und Ingenieurwissenschaften, in der Tat getreulich umgesetzt. Auch in vielen medizinischen Fächern ist es heute gar nicht mehr möglich, Originalartikel in einer anderen Sprache als der englischen einzureichen. Insbesondere in den Grundlagenfächern wie etwa der Physiologischen Chemie, der Virologie oder der Immunologie haben die vormals deutschsprachigen Zeitschriften ausnahmslos auf Englisch umgestellt.

So sehr dies der internationalen Kommunikation zum Vorteil gereichen mag, sei doch die Frage erlaubt, ob man auf diese Weise nicht auch etwas verliert. Wenn man genauer hinblickt, gibt sich das Kommunikationsmedium in jenen Zeitschriften keineswegs als elaboriertes Englisch zu erkennen, wie es anglophone Muttersprachler gebrauchen und wie es in der Regel nur diese in allen Nuancen beherrschen. Es handelt es sich vielmehr meistens um ein simplifiziertes Idiom mit restringiertem Lexikon und formelhaften Wendungen. Der wissenschaftliche Diskurs handelt jedoch von komplexen, theoretischen Zusammenhängen, welche sinnlich nicht erfahrbar sind, sondern nur durch höchst differenzierte sprachliche „Bilder“ begreifbar gemacht werden können. Deren Treffsicherheit und Anschaulichkeit hängen davon ab, inwieweit dem Informationsempfänger die Nebenbedeutungen der sprachlichen Ausdrücke und die kulturell-historische Aufladung des Wortschatzes bewusst sind.¹ Es ist unstrittig, dass die Muttersprache in dieser Beziehung gegenüber jeder – auch noch so exzellent beherrschten – Fremdsprache einen Vorteil bietet. Da zudem verschiedene

¹ Die Auseinandersetzung, in deren Folge im Jahre 2002 ein Patent für die Züchtung von Stammzellen zurückgezogen werden musste, weil nach englischem Sprachverständnis in dem Begriff *animal* auch der Mensch eingeschlossen ist, zeigt die juristische Brisanz der englischen Monolingualität.

Sprachen die Wirklichkeit in unterschiedlichen Bildern fassen, darf die Wissenschaft, die stets ein Ganzes der Erkenntnis anstrebt, unter keinen Umständen auf das Potenzial unterschiedlicher Sprachen verzichten. Uniformität der Sprache bedeutet Uniformität des Denkens. Mag die Verwendung des Idioms, das sich in unserem Wissenschaftsbetrieb etabliert hat und das nur eine schmale Funktionssprache darstellt, sich in ganz bestimmten Publikationsformaten als unproblematisch erweisen, so ist dessen ausschließlicher Gebrauch in Forschung und Lehre im Sinne der Vielfalt der Erkenntnisansätze kontraproduktiv. Das Streben nach umfassenden Theorien systematischen Wissens, die Internationalität der Wissenschaft und die Plurilingualität gehören zusammen.

Sollte man also in bestimmten Bereichen nicht doch auch die Möglichkeit aufrecht erhalten, in der Muttersprache zu publizieren? Die Antwort lautet: Ja! Forschungsfelder, in denen Publikationen in der jeweiligen Landessprache immer noch ihre Berechtigung hätten, sind zweifellos die anwendungsbezogenen oder interdisziplinären Wissensbereiche, also zum Beispiel gerade die medizinischen Fächer. Diese zeichnen sich oftmals durch Wissenskomponenten aus, welche kulturkreisspezifisch oder regional geprägt sind. Gerade die Medizin ist ein Fach mit komplexen Wissensstrukturen, in dem natur-, sozial- und geisteswissenschaftliche Aspekte ineinander greifen und wo insbesondere ein unmittelbarer Anwendungsbezug besteht. Erkenntnisse der biomedizinischen Grundlagenforschung finden immer schneller Eingang in die Klinik. Juristische und ethische Aspekte müssen diskutiert werden, was nur vor dem Hintergrund der eigenen geistig-kulturellen Traditionen möglich ist, und neue Diagnose- und Behandlungsmethoden müssen dem Patienten erläutert werden können. Daher bedarf es auch schon auf der Ebene der Grundlagenforschung einer Sprachkompetenz im Grenzbereich zur Alltagssprache. Ärzte sollen Kenntnisse auf der Grundlage der neuesten Forschungsergebnisse anwenden. Umfragen unter Ärzten zeigten indes, dass ein großer Teil von ihnen sich von der aktuellen Forschungsfront abgeschnitten fühlt, weil die neuesten biomedizinischen Publikationen ausschließlich auf Englisch vorliegen.² Es sind Fälle bekannt, in denen Patienten zu Schaden kamen, weil Produktbeschreibungen oder Gerätehandbücher nicht in der Landessprache zur Verfügung standen.³

² Anlässlich einer Mitgliederbefragung (Berliner Chirurgische Gesellschaft) lehnten von 251 Teilnehmern 83,27 % englischsprachige inländische Zeitschriften deutscher Fachgesellschaften ab (W. Haße *et al.* (2007): Wissenschaft ist mehrsprachig – auch in der Chirurgie. CHAZ, Heft 5, S. 255-260)

³ Zum Beispiel wurden in einer deutschen Klinik im Jahre 2007 bei 47 Patienten Gelenkprothesen fehlerhaft implantiert, weil die Produktbeschreibung missverstanden wurde.

Will man Zeitschriften in der Landessprache zum Leben verhelfen, wird es notwendig sein, sich von dem insbesondere in Deutschland als „Qualitätsindikator“ für wissenschaftliche Publikationen benutzten *Impact*-Faktor loszusagen, der von dem US-amerikanischen Konzern *Thomson Reuters* erstellt wird. Denn einer der Gründe, warum in den Natur- und Ingenieurwissenschaften sowie in vielen medizinischen Fächern die deutschen Journale fast ausnahmslos auf die Publikationssprache Englisch umgestellt haben, ist darin zu sehen, dass dies die Aufnahme einer Zeitschrift in die Datenbank von *Thomson Reuters* begünstigt. Die Praxis, mithilfe von Zitationsindices die Qualität wissenschaftlicher Arbeiten zu evaluieren, ist höchst umstritten.⁴ Offenkundig ist zum Beispiel die Benachteiligung von anwendungsbezogenen oder interdisziplinären Themen und von unkonventionellen Ansätzen.⁵ Eine bekannte Verlagsgruppe verbietet den Autoren, Referenzen zu zitieren, die nicht englischsprachig sind, und zwingt sie, falsche Zitate anzugeben. Frühere nicht-englischsprachige Arbeiten und ganze Forschungstraditionen fallen so dem Vergessen anheim. Damit nicht-englischsprachige Arbeiten wieder honoriert werden, wird es nötig sein, eine mehrsprachige Publikationsdatenbank, am besten auf EU-Ebene, aufzubauen. Journale, die in bestimmten Zusammenhängen Artikel in verschiedenen Sprachen akzeptieren, wobei natürlich auch die jeweiligen englischen Versionen verfügbar sein sollten, müssen selbstverständlich werden.

Wir begrüßen ausdrücklich die Gründung der neuen, nicht-englischsprachigen Zeitschrift „Mikroskopie – Forschung, Technik, Anwendung“ sowie das zugrunde liegende Konzept von doppelsprachigen Veröffentlichungen. Das Konzept markiert nicht den Weg in irgendeine Art von nationaler Isolierung, sondern löst die Verpflichtung zur Mehrsprachigkeit der Wissenschaft ein. Dies ist zweifellos eine Bereicherung des Wissenschaftsdiskurses und zudem ein wichtiges Signal, das dazu beitragen möge, bei uns im Inland den Geltungsverlust der eigenen Sprache in Forschung und Lehre aufzuhalten. Wir wünschen der Zeitschrift viel Erfolg und zahlreiche Nachahmer.

⁴ C. Jansen (2008): Rechtliche Anforderungen an die Kriterien für leistungsorientierte Vergabe von Mitteln für Forschung und Lehre an den Medizinischen Fakultäten. Rechtsgutachten im Auftrag des Berufsverbandes Deutscher Rechtsmediziner. MedR 26, 185-190

⁵ Zu den Friktionen, die die Anwendung des *Impact*-Faktors herbeigeführt hat, siehe auch R. Mocikat (2010): Qualitätsbewertung in den Naturwissenschaften mithilfe quantitativer Parameter: Ein Paradox? Denkströme. Journal der Sächsischen Akademie der Wissenschaften. Heft 5, S. 90-102